

Lernen von Meride : Lehren für Meride?

Autor(en): **Schoch, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera**

Band (Jahr): **30 (1979)**

Heft 4

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-393349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LERNEN VON MERIDE – LEHREN FÜR MERIDE?

von Rudolf Schoch

Diese Betrachtungen stützen sich auf die Arbeit einer Diplomandengruppe an der Architekturabteilung der Universität Stuttgart: Hiltrud Frey, Wolfram Janzer, Hennig Kahmann, Markwart Lindenthal, Heiner Sack, Norbert Schäfer. Die Federführung lag beim Institut für ländliche Siedlungsplanung (Prof. R. Schoch) unter Mitwirkung des Instituts für Baugeschichte und Bauaufnahme (Prof. Dr. phil. A. Hernandez). Von Mai 1970 bis zum Oktober 1971 wurden mehr als zehntausend unentgeltliche Arbeitsstunden aufgewendet für das «*Experiment einer Dorfentwicklungsplanung mit der Bedingung bestmöglicher Erhaltung der historischen Substanz*». Der Schweizerische Heimatschutz hat sämtliche Spesen bezahlt für diese Aktion im Rahmen seiner Initiative zum «Schutz bäuerlicher Ortsbilder von gesamtschweizerischer Bedeutung».

Unsere Darstellung von Meride umfasst mehr als 600 Seiten Text und mehr als hundert Karten, Pläne und Graphen; aber wenn damit die vielleicht gründlichste Untersuchung eines schweizerischen Dorfes vorliegt – vollständig ist sie längst nicht. Wir konnten kaum mehr als eine Momentaufnahme liefern, obschon die Ausweitung in die geschichtliche Dimension der verschiedenen Sektoren um so notwendiger gewesen wäre, weil wir das Objekt als Lebewesen verstehen wollten. Und wenn man mit der denkbare Zukünfte beschreibenden Planung steuernd einwirkt auf in der Gegenwart direkt erkennbare Prozesse, dann müssten diese ein gutes Stück nach rückwärts analysiert werden können. So etwa wäre unsere radikale Empfehlung, das Dorf selbst zu regenerieren und damit die heutige klare Abgrenzung der Siedlung zur Landschaft beizubehalten (... in allen anderen Dörfern des Mendrisiotto ist dort, wo die Landschaft früher angefangen hat, der Dorfrand mit Villen (?), Garagen, Gewerbebauten, Mietshäusern, Lagertanks usw. kurz mit Ausweisen der Prosperität besetzt...) nicht als akademische Ideologie abzutun, wenn man weiss, dass 1589 der Bischof von Como berichtete: «La terra die Meride farà fuochi (Herdstellen = Haushalte) 80, anime 450.» Seit 1850 ist die Bevölkerung zurückgegangen auf die 276 Einwohner von 1970. Leider weiss man nicht, wie die Siedlung von 1589 ausgesehen hat, aber wir konnten nachweisen, dass in der heutigen Bausubstanz aus der Zeit darnach mehr als doppelt so viele Menschen Platz hätten. Also haben wir es mit einem vom Aussterben bedrohten Dorf zu tun? Eben nicht!

Die echte Bedrohung ist ein Aufschwung, dem die spezifischen Werte geopfert würden. Diese zu erfassen und darzustellen, war unser erstes Anliegen. Dabei bestätigte sich wieder einmal die Unzulänglichkeit von Urteilen, die sich anhand des oberflächlich Sichtbaren bilden. Weder stimmt das von den Baumeistern des Barock geprägte Bild mit dem Lebensstil der heutigen Bewohner überein, noch sind die tatsächlich zahlreichen Veränderungen für den Besucher zu erkennen, der durch die Dorfstrasse geht und glaubt, er sehe ein Bauerndorf. Denn hier wohnen Pendler: vom Rangierarbeiter im Bahnhof Chiasso bis zum Arzt im Spital von Mendrisio; Frauen, die in der Hemden-

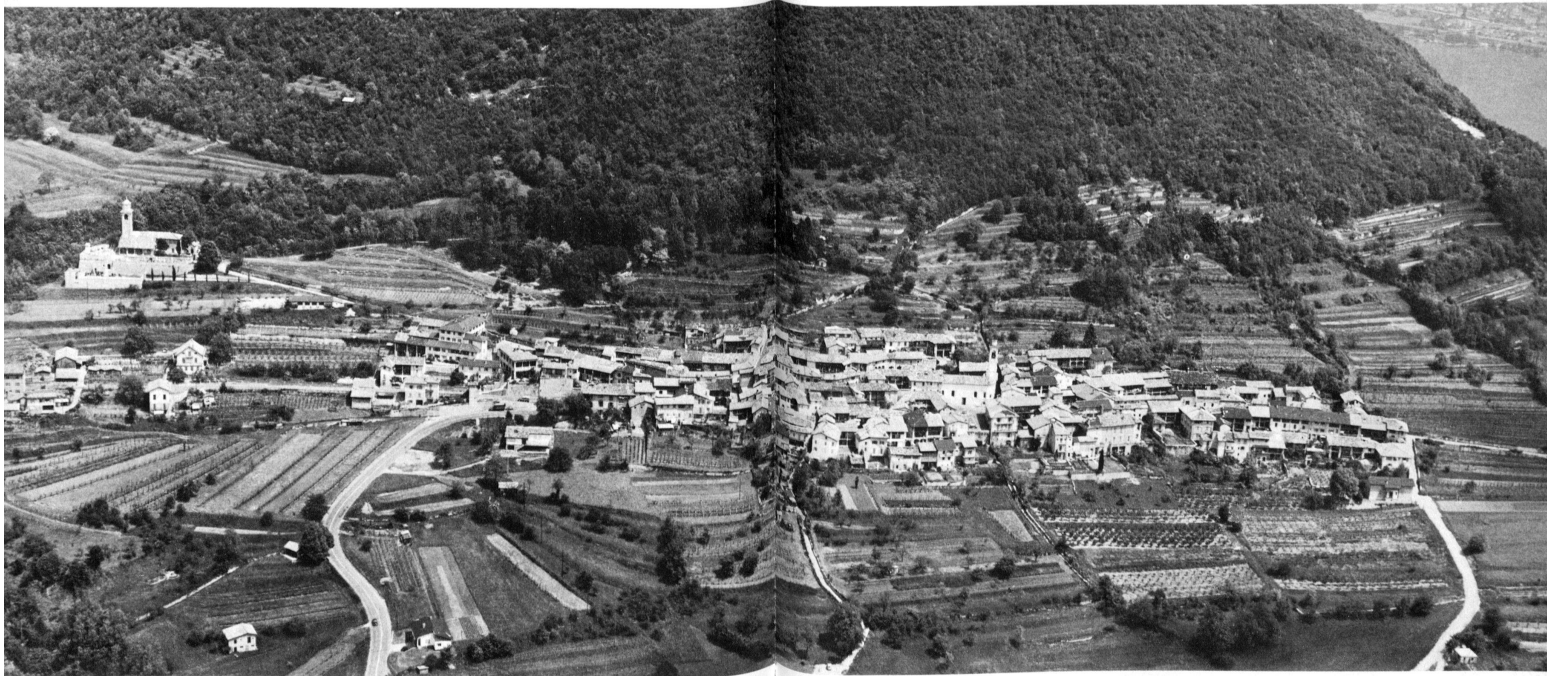


Abb. 1. Meride. Luftbild von Süden. Hingelagert in die horizontale Schichtung der intensiv bewirtschafteten Terrassen. Die aus neuerer Zeit stammende a-typisch lockere Bebauung links könnte in Fortführung des Themas aufgefüllt werden. Das übrige Vorgelände soll als freie Landschaft geschützt bleiben

fabrik in Arzo beschäftigt sind, Zollbeamte und der Avvocato internationaler Handelsfirmen.

Das im südlichsten Tessin gelegene Dorf hat ausgeprägt urbanen Charakter: eng reihen sich die lombardischen Hofanlagen, die ohne Vorzone direkt an der Gasse stehen, mit wenig Fenstern, deren Läden meist geschlossen bleiben. Höchst eindrücklich sind die Kontraste. Die eher rassige als liebliche Landschaft der dicht bewaldeten Vorberge, dazu die vielerlei Grün der Wiesen, Äcker, Weinberge und Obstgärten als geradezu klassisch ländliche Situation – darin ausgespart der steinerne Nucleo, talwärts auf hohen Stützmauern beinahe wehrhaft. Die Grossform lagert an dem Südhang und si-

gnalisiert Geborgenheit. Unvermittelt bleibt mit dem Eintritt in den Borgo von Westen oder die Città von Osten das Grün hinter uns. Der öffentliche Negativraum ist nur aus Stein gebildet, lediglich durch farbigen Putz belebt und damit um so eindrücklicher in seiner plastischen Ausprägung: in kurzen Abständen gehen seitliche Wege nach oben und im Wechsel nach unten, wobei jedesmal an der gleichen Stelle auch das Gefälle der Hauptgasse wechselt. Durch den Versatz der Hausfronten und deren Abweichung von der Parallelität wechselt zudem ständig der Eindruck von Verengung und Ausweitung. Je nach Sonnenstand ergibt sich dazu noch eine andere Abfolge von hellen und beschatteten Partien. Markant sind vor allem die meist mit gemauerten Rundbögen versehenen Hof Tore, oft mit Wappenstein oder bekrönender Putzmalerei versehen. Betritt man die klar signalisierte Privatzone, so befindet man sich zunächst in einem überbauten Durchgang, aus dessen Verschattung der Blick in den hellen Innenhof sich beim Durch-

schreiten weitet. Der überraschende Stimmungswandel wird durch offene Loggien, Fresken, Stukkaturen, Reblauben und Blumenschmuck zu festlicher Wohnlichkeit gesteigert. Nur vereinzelt hingegen riecht es noch nach Stall und Heu, meist sind die ebenerdigen Räume mit Gerümpel verstellt oder dienen als Werkstatt oder sind bereits zu Wohnzwecken ausgebaut.

Da in der Schweiz der Typ des Hofhauses so selten ist, überfällt uns hier die Frage, wieso das biedere Einfamilienhaus im stereotypen Abstandsgrün und dem Maximum an gegenseitiger Belästigung zum Idol werden konnte? Und wenn man das soeben geschilderte Erlebnis der Dorfgasse mit der ungestalteten Hilflosigkeit unserer mit Baulinien monotonisierten, die Wohnquartiere erschliessenden Autostrassen – statt Wohnstrassen – vergleicht, dann müsste eigentlich die im Titel angedeutete Möglichkeit «Lernen von Meride» zur Gewissheit werden. Als Architekt stellen sich Bezüge ein etwa zum Begriff des verdichteten Flachbaus, also der Alternative zwischen dem blossen Unterbringen von Mietern im Geschossbau und der vergeuderischen Einfamilienhaus-Weide. Aber gleich fallen mir die Phrasen von der bedrohten Freiheit des Einzelnen ein, die in Wirklichkeit sich das Recht anmass, die Belange der Gemeinschaft zu negieren. Mit dieser Mentalität und mit den heutigen Bauvorschriften, aber auch mit den Maximen derzeitiger Denkmalpflege wäre Meride nie so entstanden, wie es ist. Hier nannten sich die Bürger einst «vicini», verstanden sich als Nachbarn, und wer im Besitz der kommunalen Rechte war, gehörte folgerichtig zu den «comunisti», die jeweils im Januar ihren «Console» (Konsul) genannten Bürgermeister wählten,



Abb. 2. Meride. Dorfgasse. Nur einige Schritte – und das Raumerlebnis verändert sich. Abfolge von Verengungen und Ausweitungen, von hellen und schattigen Partien, von immer wieder anderen Durchblicken. Die Kirche in gleicher Flucht wie die Bürgerhäuser und selbst mit gleicher Traufhöhe – aber an dem einzigen nach Süden Ausblick gewährenden kleinen Platz

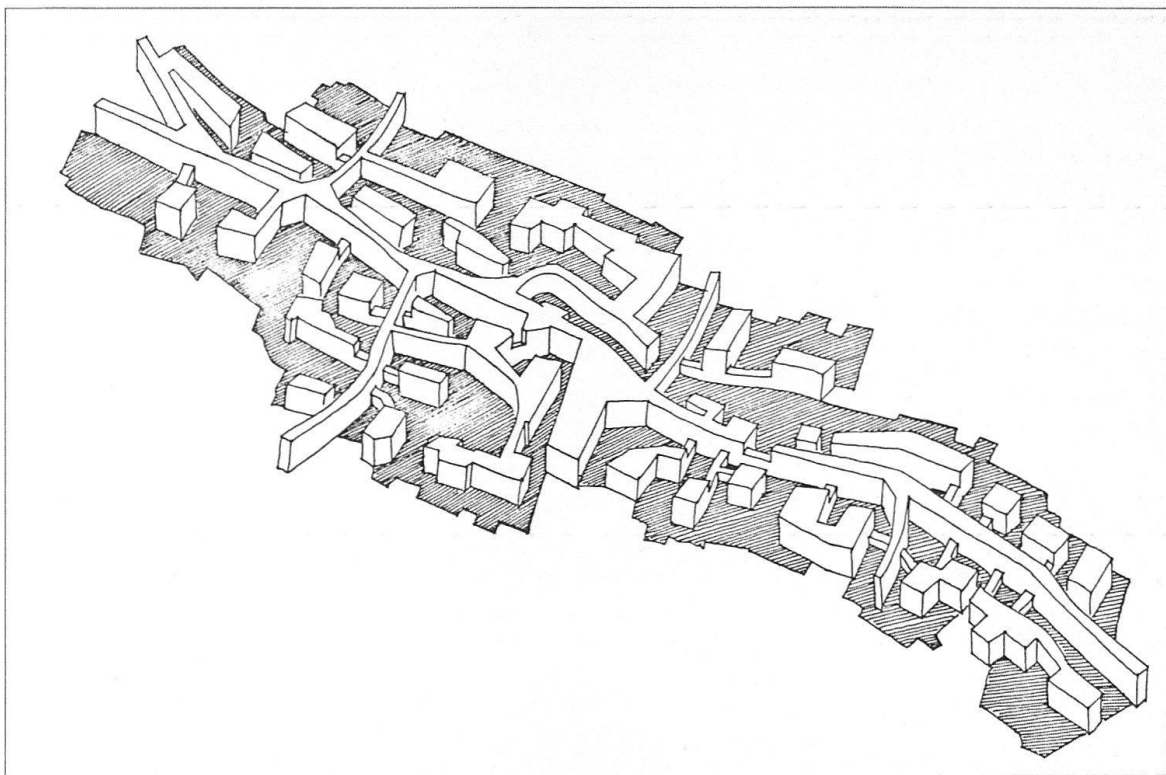


Abb. 3. Meride. Der Negativraum als plastisches Kunstwerk (die Gassen und Höfe sind als Körper gezeichnet, die Gebäude stehen auf den schraffierten Flächen.) Aus der Schrift: Seminarwoche der ETH Zürich, Juni 1970

bevor die reputierten Handwerker in die Fremde zogen. Während also die äussere und die gesellschaftliche Struktur – im alten Meride gab es keine sozialen Klassen – auf eine dominierende Kraft der Gemeinschaft hindeuten, muss erstaunen, wie die Entfaltung des Individuums gerade hier ermöglicht blieb. Da gibt es in den Listen der «Maestranze d'arte» die Namen der «maestro» oder «capo-maestro» geheissenen Künstler, die als Maurer, Steinbildhauer, Baumeister, Maler und seit dem 17. Jahrhundert als Stukkateure in Italien und bis nach Polen und Russland tätig waren. Die einem in den Bergen gelegenen Dorf angemessene Bescheidenheit ist durch keine Bauwerke der überheblichen Selbstdarstellung gestört, aber es ist eine in vielen Details «noble» Zurückhaltung. Die gleichen Leute, die in den Wintermonaten ihre eigenen Häuser ausschmückten, waren sonst an Fürstenhöfen und in weltberühmten Städten tätig und hätten wohl das Wissen gehabt, aus dem hinterwäldlerischen Meride etwas fremdländisch Modisches zu machen.

Wie war es möglich, die beglückende Synthese zu schaffen zwischen der bäuerlichen anonymen Zweck-Architektur und den Äusserungen verfeinerter Kultur? Zu-



Abb. 4. Meride. Alte Ansichtskarte. Dorfeingang von Westen. Die architektonische Situation ist bis heute genau gleich erhalten. Unmissverständlich: hier beginnt das Dorf. Wo sonst im Mendrisiotto gibt es das noch?



Abb. 5. Meride. Dorfplan. Das sieht aus wie ein Ausschnitt aus dem Kern einer mittelalterlichen Stadt, der besondere Reiz ist aber die Weg-Verästelung in die umliegenden Gärten und Weinberge. Die spannungsvolle Graphik ist mit unseren Baugesetzen, mit Vermessungs-Technikern, überhaupt mit Reisschiene und rechtem Winkel nicht nachvollziehbar ...

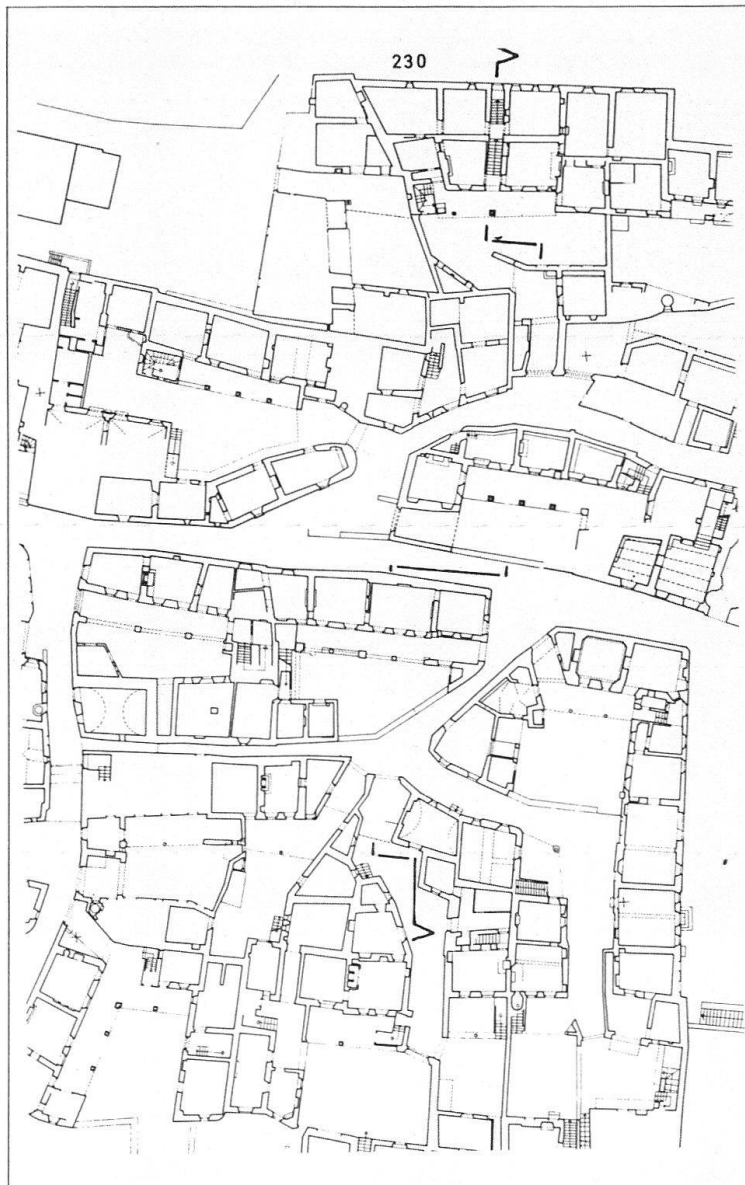


Abb. 6. Meride. Ausschnitt aus dem detaillierten Dorfplan. Meride dürfte das einzige Dorf der Schweiz sein, von dem es eine derart vollständige Aufnahme separat für die verschiedenen Stockwerke gibt. Aber vielleicht gibt es auch nicht mehr viele Siedlungen, die solchen Aufwand lohnen würden ...?



Abb. 7. Meride. Innenhof. Casa Provini. Die verwaahltesten Reste einer noblen Vergangenheit. Das Haus ist reich an vorzuegliehen Stukkaturen und hat praechtige Marmor-Kamine – in denen kein Feuer mehr brennt...

nächst waren es vermutlich recht nüchterne ökonomische Überlegungen. Jedenfalls bezweifle ich, dass die Erbauer von Meride vordergründig ästhetische Ziele verfolgt haben. Unsere Untersuchungen haben bestätigt, mit wie viel Vernunft das Richtige getan wurde, von der Wahl des klimatisch besten Standortes mit optimaler Besonnung bis zu den Baudetails unter Verwendung örtlicher Materialien. Man hat mit der Topographie, mit der Natur und nicht gegen sie gebaut, und weil die äusseren Bedingungen ja für alle gleich sind, hat man ihnen auch gewissermassen kollektiv entsprochen. Und ferner war das, was heute gelegentlich als anonyme Architektur bezeichnet wird, im Zeitpunkt des Entstehens weniger anonym als der heutige Wohnungsbau der XY AG für nicht persönlich bekannte Mieter. Man baute ja für sich selbst in voller Verantwortung, allenfalls unter nachbarlicher Mitwirkung Dritter, aber nicht an diese delegiert; es gab nicht den auswärtigen Architekten, der sich selber mit falschem Ehrgeiz darstellen wollte auf Kosten des Bauherrn, der kaum mehr als der Mit-Finanzierer ist. Was heute um unsere Dörfer üblicherweise gebaut wird, als Ableger der vielzitierten Unwirtlichkeit der Städte, vereinigt so ziemlich alles, was in neuerer Zeit an Halbheiten und unnötigem Zubehör auf den Baumarkt gekommen ist. Alles ist da und nichts stimmt. Und ausserdem kann man es irgendwo photographieren und behaupten, es sei ganz woanders – kein Mensch würde es merken. Diese tristen Produkte mitteleuropäischen Wohlstandes mussten ja schliesslich zur Frage führen, ob die Monotonie unab-



Abb. 8. Meride. Ausbau von Loggien in Innenhöfen. Erfreulich: das Dorf lebt, man kann es sich leisten, für sich oder für Feriengäste Wohnraum-Erweiterungen vorzunehmen und die Einrichtungen zu verbessern. – Tröstlich? Wer nicht Zutritt zu dem privaten Innenhof hat, bekommt das gar nicht zu sehen. Das «Dorfbild» bleibt intakt. – Schade: man könnte das auch viel besser machen. Es würde sogar billiger für den Besitzer dank Beihilfen, die aber nicht an solche dilettantische Basteleien gegeben werden sollten

wendbares Schicksal sei oder sogar eben eine zeitgemässe positive (?) Qualität. Wir glauben, in Meride zu dieser Problematik einiges gelernt zu haben. Direkt aus der Substanz und indirekt auch aus den Diskussionen mit der Bevölkerung. Denn unsere Schilderung der wertvollen Eigenart dieser regionaltypischen Siedlungs- und Bauweise und die Warnung, solches nicht gegen heimatlose Banalitäten oder fremde Folklore einzutauschen, begegnete der Skepsis, wir möchten ihnen nur nicht gönnen, was wir selber schon hätten. Warum sollte man nicht dürfen, was etwa das Nachbardorf Tremona gemacht hat, wo das Mitgehen mit der Zeit an den Zufahrtsstrassen so eindrücklich ablesbar ist? Schlimm wird erst recht die Verquickung verhinderter selbstgewollter Preisgabe ererbter Substanz mit Begriffen wie Denkmalschutz, Bauvorschriften, Planung allgemein. Damit sind wir beim Fragezeichen von «Lehren für Meride»? Woher nehmen wir – z. B. die Leser dieser Publikation – das Recht, uns in den Prozess einzuschalten, den wir konkret nur als gelegentliche Besucher erfahren? Gewiss kann sich keiner dem spontanen Eindruck entziehen, hier etwas Ausserordentliches vor sich zu haben, oder richtiger etwas innerhalb der allgemeinen Unordnung gerade besonders des Mendrisiotto, was in sich ruhend scheint.

Der naheliegende Wunsch, man sollte das als Lehrstück der Nachwelt erhalten, würde in letzter Konsequenz zum Freilicht-Museum führen. Für unsere Arbeit war jedoch die Absicht vorrangig, das Dorf lebendig zu erhalten. Das heisst aber, heutige und zukünftige Lebensformen müssen verwirklicht werden können. Sicher nicht für die Snobs des Jet-set, aber es gibt ja auch progressive Bescheidene. Objektiv beurteilt haben die Häuser von Meride vorzügliche Wohnqualitäten, das Klima ist geradezu für Kuraufenthalte geeignet, es gibt keinen Durchgangsverkehr, und alle Bedürfnisse des täglichen Bedarfes können am Ort oder in dem nahen Mendrisio erfüllt werden. Raum ist vorläufig mehr als genug vorhanden für Wohnen in den Obergeschossen und für Tätigkeit, Hobbies und als Lager im Erdgeschoss. Sicher braucht es Kriterien für die Stimmigkeit von vorgegebener Form und altem sowie neuem Inhalt, aber es wäre sinnlos, von den Bewohnern von Meride zu verlangen, sie sollten das Volksstück weiterspielen, wie es auf der stehengebliebenen Bühne noch in diesem Jahrhundert geübt wurde.

Es war vorgesehen, eine wissenschaftliche Biographie zu erarbeiten (vielleicht fühlt sich ein Leser angesprochen?), die sicher an Meride lernend darstellen könnte, wie die Beziehung Mensch–Mensch–Umwelt hier vorzüglich harmonisiert war und sich neu wieder einspielen sollte. Wir haben einen umfangreichen Katalog von zukünftigen Möglichkeiten mit zugehörigen Handlungsplänen aufgestellt. Das sollte nicht als Versuch einer akademischen Belehrung missverstanden werden. Sondern es verknüpft sich damit die Hoffnung, dass die Bevölkerung die Diskussion aufgreift über das ihr Angemessene und dem Allgemeinwohl dienende. Leider hat sich die arme Gemeinde im Laufe der Zeit so an die Bevormundung aus Bellinzona gewöhnt, über die zwar kräftig geschimpft wird, dass von Eigeninitiative zugunsten der Kommune kaum etwas zu spüren ist. Nun kann aber der Regionalismus nicht von aussen oder von oben verordnet werden. Leider sind im 19. Jahrhundert die Impulse der künstlerischen Traditionen ausgelaufen, und manche gerade der wertvollsten Baudenkmäler und Innenausstattungen sind in desolatem Zustand. Als wir 1970 uns umsahen und umhörten, da musste

man befürchten, Meride würde bald einmal nur noch eine aus Archiven erahnbare Erinnerung sein. Die Bilanz 1979 sieht hoffnungsvoller aus. Etwa bezüglich der wachsenden Zahl von Einwohnern und Gästen, aber augenscheinlich auch durch inzwischen rund dreissig Renovationsmassnahmen. Darunter gibt es neben wohl gelungenen auch recht dilettantische. Es läge im eigenen Interesse der Hausbesitzer, wenn sie sich besser beraten liessen und sich nicht den Handwerkern ausliefern würden, die aus guten Gründen den Beizug eines Architekten als überflüssig erklären, aber selber weit unter oder neben der Qualität der einstigen Baumeister von Meride stehen.

Was soll geschehen im Sinne von «Lehren für Meride»? Natürlich haben wir detaillierte Vorschläge für den im Tessin möglichen und erwünschten «Piano Regolatore» und ein Baureglement gemacht. Es wäre gar nicht so schlimm, wenn diese Papiere bei den Gemeindeakten und in Bellinzona verstauben, wenn dafür die Bauvorhaben wirklich fachmännisch geprüft und beraten würden. Seltsamerweise funktioniert auch der goldene Zügel nicht, denn von der Möglichkeit, Zuschüsse zu bekommen, sowie die angebotene Hilfe des Schweizerischen Heimatschutzes in Anspruch zu nehmen, wird nicht Gebrauch gemacht. Das, was wir eben notwendige Beratung nannten, heisst im Wirtshaus Dreinreden und sogar Bevormunden. Es scheint, dass die fremdbestimmten, aber selber ausgewählten schlechten Vorbilder mehr Chancen haben als der Versuch, durch exogene Massnahmen die Leute zu besseren Lösungen zu zwingen. Theoretisch ist selbstverständlich primär die Kommune qualifiziert, darüber zu befinden, was aus unseren Vorschlägen sie für angemessen und nützlich hält und wie die Rangfolge der Dringlichkeit aussieht. Aber wenn der Prozess dieser Meinungsbildung gar nicht spielt oder durch unkontrollierte Egoisten verfälscht wird, dann könnte unsere Untersuchung mindestens den Wert einer versuchten objektiven Standortbestimmung erhalten.

Man kann wohl sagen, glückliche Umstände liessen dieses Dorf so werden und die in gewisser Sicht schlechte Verkehrslage, verbunden mit einer Verarmung, verhinderte die Überkrustung mit Modernitäten.

So ist Meride ein höchst sehenswertes und lehrhaftes Objekt. Auf der Suche nach Alternativen zum Wohnen auf dem Lande wie in den Aussenquartieren amerikanischer oder skandinavischer Städte wäre da einiges zu lernen. Aber einfach «nachmachen» wäre eine Lüge. Vielleicht bewirkt das Interesse, wie es sich in solchen Publikationen und durch zahlreiche Besucher manifestiert, fördernd für das Bewusstsein der übrigens beinahe noch vollständig einheimischen Bevölkerung, dass sie über etwas besonders Wertvolles verfügen. Aus solchem Stolz könnte der Gemeinschaftssinn sich wiederbeleben, der wirkungsvoller an die Tradition anschliessen würde als von Beamten gehandhabte Bauvorschriften. Uns hat Meride jedenfalls gelehrt, dass die regionale Volksarchitektur akademisch aufbereitet werden kann, um Erkenntnisse zu gewinnen, aber nicht um Schnittmusterbögen für die herbeigesehnte «menschlichere Architektur» für irgendwo zu fabrizieren. Zweifel haben wir aber auch an der Wirksamkeit für die allgemeine Entwicklung, wenn im Tessin ein paar gute Beispiele, oder eher Experimente jüngerer Architekten zwar als elitäre Leistung Interesse unter Fachleuten erwecken, aber als Inszenierungen für sich selber und exzentrische Bauherren sich aus der

Diskussion um die Notwendigkeiten der Bedarfsdeckung des Volkes heraushalten, beziehungsweise ausschliessen.

Das dürfte für die Stuttgarter Studenten beim Übertritt in die Praxis eine nützliche Erfahrung bedeuten und ist übrigens auch der Grund, weshalb ich diese Betrachtungen hier niederschreibe, obschon ich mich ansonsten für nicht legitimiert halte, in dem wissenschaftlichen Disput der Gesellschaft das Wort zu ergreifen.

EIN BERNER BAUERNHAUS FÜR DEN KÖNIG VON WÜRTTEMBERG

EINE MISZELLE ZUM «SCHWEIZERHAUS» UND SEINER ENTWICKLUNG
1780–1850

von Hans Martin Gubler

Mit Dekret vom 25. Juli 1817 war der gebürtige Florentiner Architekt Giovanni Salucci (1769–1845) zum Architekten des Königs von Württemberg erhoben worden. Das neue Amt verdankte Salucci wohl der Fürsprache seines damaligen Bauherrn, des Genfer Financiers Jean-Gabriel Eynard, dem er in seiner Heimatstadt eben den Entwurf für ein Stadtpalais geliefert hatte¹. Das Kronprinzenpaar von Württemberg hatte, in Erinnerung an die am Wiener Kongress gegebenen Versprechen, bei seinem Schweizer Aufenthalt 1816 wohl auch Genf besucht. Damals dürften die Kontakte zwischen Salucci und dem späteren König geknüpft worden sein. Die Berufung des Architekten im folgenden Jahr, eben hatte der Kronprinz als Wilhelm I. den württembergischen Thron bestiegen, hatte einen konkreten Grund, wollte doch der König in Weil, wenige Meilen von Stuttgart entfernt, ein kleines italienisches Landhaus erbauen, zu dessen Entwurf ihm ein italienischer Architekt geeigneter erschien, als die Architekten seines Vaters, Thouret und R. F. H. Fischer².

Salucci übernahm sofort Planungen seiner Vorgänger, so die Projektierung der Stadttore in der Nachfolge Thourets. Doch blieb das Schlösschen Weil das Probestück. Es muss ausserordentlich befriedigt haben, denn noch vor Ablauf der gesetzten Probezeit erhob der König Salucci am 1. Juli 1818 zum 1. Hofbaumeister³.

Die Vorliebe des Königs, vor allem aber seiner Gattin, der russischen Grossfürstin Katharina Pawlona, für Pferdezucht und Landwirtschaft führte zu einer Reihe von Aufträgen an Salucci. Neben dem Landsitz Weil hatte er das Gestüt Weil wie die geographisch angrenzenden Gestütshöfe in Scharnhausen und Kleinhohenheim zu entwerfen.

Unter den Bauten in Kleinhohenheim – heute zur Gemeinde Stuttgart-Birkach gehörig – ist das Schweizer oder Berner Haus sicher der augenfälligste. Als Planzeichner wird zwar der Bauaufseher Schmolz genannt, doch dürften kaum Zweifel bestehen,